



Papst ruft Heiliges Jahr aus – Zeichen der Hoffnung

Vatikanstadt. Papst Franziskus hat am 9. Mai das Heilige Jahr 2025 offiziell ausgerufen. Bei einer Zeremonie im Vatikan überreichte er die Verkündigungsbulle „Spes non confundit“ („Die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen“) an mehrere Kirchenvertreter. In dem Dokument fordert er greifbare „Zeichen der Hoffnung“. Der Papst selbst will dafür eine sogenannte Heilige Pforte in einem Gefängnis eröffnen. Häftlinge erlebten jeden Tag die Härte der Haft, eine emotionale Leere und oft einen Mangel an Respekt, schreibt Franziskus. Regierungen ruft er zu Straferlassen im Heiligen Jahr auf.

Das Heilige Jahr ist ein weltweites Pilgerereignis der katholischen Kirche mit Rom als Zentrum. Es wird regulär alle 25 Jahre gefeiert. Die Organisatoren erwarten rund 30 Millionen Besucherinnen und Besucher innerhalb von zwölf Monaten. Wer im Jubiläumsjahr nach Rom pilgert und dort die sogenannte Heilige Pforte durchschreitet, kann einen Ablass erhalten, also den Nachlass von Sündenstrafen im Jenseits.

Als weitere „Zeichen der Hoffnung“ fordert der Papst in seiner Bulle Frieden in der Welt sowie mehr Einsatz für Jugendliche, Senioren, Kranke, Arme und Migranten. Zudem müsse die Kirche zusammen mit Politik und Gesellschaft dem Geburtenrückgang etwas entgegensetzen.

Appelle zu Schuldenerlass und Umweltschutz

Das Dokument enthält auch „Appelle der Hoffnung“. So sollen reichere Länder wirtschaftsschwächeren Ländern die Schulden erlassen. Dies sei keine Frage der Großmut, sondern der Gerechtigkeit, schreibt Franziskus. Zwischen dem Globalen Norden und Süden gebe es eine wirkliche „ökologische Schuld“: Einige Länder hätten im Lauf der Geschichte natürliche Ressourcen unproportional verbraucht; zudem habe das Ungleichgewicht im Handel Folgen für die Umwelt gehabt. „Wenn wir wirklich den Weg für den Frieden in der Welt ebnen wollen, sollten wir uns dafür einsetzen, die Grundursachen der Ungerechtigkeit zu beseitigen, ungerechte und nicht zurück-

zahlbare Schulden erlassen und die Hungernden sättigen“, so der Papst.

Mit der Zeremonie ist das Heilige Jahr 2025 offiziell verkündet. Vor der noch verschlossenen Heiligen Pforte am Petersdom überreichte Franziskus die Bulle den Verantwortlichen der vier Papstbasiliken in Rom, dem vatikanischen Heilig-Jahr-Beauftragten Erzbischof Rino Fisichella sowie weiteren Bischöfen und Kardinälen als Vertretern der Bischöfe in den verschiedenen Erdteilen sowie der katholischen Ostkirchen.

Eine Kopie erhielt der Apostolische Protonotar Leonardo Sapienza, der einige Stellen daraus verlas. Die Bulle wird auch in den vier Papstbasiliken verkündet. Nach der Zeremonie feierte Franziskus einen Wortgottesdienst im Petersdom zum Fest Christi Himmelfahrt.

Auch die Kirche braucht mehr Hoffnung

In seiner Predigt rief er dazu auf, in Vorbereitung auf das Heilige Jahr zu „Sängern der Hoffnung“ zu werden – mit Gesten, Worten und alltäglichen Entscheidungen. Die Menschen bräuchten Hoffnung, sagte der Papst: „Ihrer bedarf die Gesellschaft, in der wir leben, und die oft in der bloßen Gegenwart versunken und unfähig ist, in die Zukunft zu blicken; (...) ihrer bedarf die Schöpfung, die durch menschlichen Egoismus schwer verwundet und verunstaltet ist; ihrer bedürfen die Völker und Nationen, die voller Sorgen und Ängste in die Zukunft blicken, während die Ungerechtigkeiten arrogant fortgesetzt werden (...).“ Auch die Kirche benötige Hoffnung.

Laut Bulle beginnt das Heilige Jahr am 24. Dezember 2024. Dann wird Franziskus die Heilige Pforte am Petersdom öffnen. Geschlossen wird sie wieder am 6. Januar 2026. Weltweit sollen Bischöfe am 29. Dezember 2024 einen Eröffnungsgottesdienst feiern und Bistümer spezielle Pilgerwege einrichten. Auch in den Diözesen können Gläubige den Ablass nach bestimmten Vorschriften erhalten. In den Ortskirchen endet das Heilige Jahr bereits am 28. Dezember 2025.

Besuchereinbruch an der Taufstelle Jesu

Jerusalem/Amman. Der Gaza-Krieg hat nicht nur für einen enormen Einbruch des Tourismus in Israel gesorgt; er wirkt sich auch auf Jordanien aus. Die Zahl der Besucher an der Taufstelle Jesu am östlichen Jordanufer sei im ersten Quartal 2024 um 65,5 Prozent gegenüber dem Vorjahr gefallen, auf nun 20.000, meldet das arabische Kirchenportal Abouna. Davon seien rund 16.000 Ausländer, 2.300 Jordanier und 1.700 weitere Araber.

Mit 212.000 Besuchern hatte „Al-Maghtas“ („die Taufstätte“) 2023 so viele Menschen wie nie zuvor verzeichnet - obwohl es seit dem Angriff der Hamas am 7. Oktober bereits einen starken Einbruch gab. Laut den Evangelien wurde Jesus zu Beginn seines öffentlichen Wirkens von Johannes dem Täufer im Jordan getauft. Seit 2015 gehört Al-Maghtas zum Weltkulturerbe der Unesco.

Bourges feiert 700 Jahre Weihe der Kathedrale

Bourges. Die Bischofsstadt Bourges in der französischen Region Centre-Val de Loire feiert 700 Jahre Weihe der gotischen Kathedrale. Bis Oktober wird ein reichhaltiges Programm geboten, zusammengestellt vom Erzbistum, dem Departement Cher und der Stadt Bourges. Höhepunkt ist das Wochenende des 25. und 26. Mai.

Die gotische Kathedrale Saint-Etienne (Sankt Stephan) in Bourges südlich der Loire zählt zu den vollkommensten ihrer Art. Die fünfschiffige Basilika aus dem 13. Jahrhundert wurde 1324 von Erzbischof Guillaume de Brosse geweiht. Seit 1992 gehört sie zum Weltkulturerbe der Unesco.

Bereits eröffnet ist die Ausstellung „Architekten und Restauratoren der Kathedrale von Bourges. Zeichnungen und Pläne des 19. und 20. Jahrhunderts“ im Archiv des Departements. Im Mai und Juni werden auf dem Außengelände rund um die Kathedrale Gemälde ausgestellt, die Schülerinnen und Schüler zum Thema „Zeichne mir die Kathedrale“ erstellt haben.

Ausstellung zum Welterbe auf Reichenau eröffnet

Konstanz. In Konstanz ist die baden-württembergische Landesausstellung „Welterbe des Mittelalters – 1.300 Jahre Klosterinsel Reichenau“ eröffnet

worden. Im Mittelpunkt stehen Kultur, Kunst und Geschichte der Bodenseeinsel. Die Schau im Archäologischen Landesmuseum läuft bis zum 20. Oktober. Von internationalen Leihgebern kommen rund 250 Exponate: Kostbarkeiten, die die Klosterkultur des Mittelalters lebendig werden lassen. Im Zentrum stehen auf der Reichenau geschaffene prachtvolle Bibelhandschriften, die heute zum Weltdokumentenerbe der Unesco zählen.

Das Kloster Reichenau stieg nach seiner Gründung im Jahr 724 in einer einzigartigen Verbindung von Religion, Wissenschaft, Kunst und Machtpolitik im Frühmittelalter zu europäischer Bedeutung auf. Die Ausstellung zeigt neben den reich und bunt bebilderten Pergament-Handschriften beispielsweise Glasmalereien, Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzereien – aber auch Zeugnisse für das mittelalterliche Alltagsleben.

Reinhold Messner gegen Gipfelkreuze

Wien. Bergsteiger-Legende Reinhold Messner ist kein Fan von Gipfelkreuzen. Zwar wolle er die vorhandenen Kreuze nicht entfernt sehen, spreche sich aber gegen neue Kreuze aus, sagte er der Wiener Kirchenzeitung. „Das Gipfelkreuz ist eine späte Erscheinung und nicht Teil unserer alpinen Kultur. Darauf will ich aufmerksam machen“, so Messner.

Auf Gipfeln sei anfänglich nur ein „Steinmann“ platziert worden, so Messner: „Steine wurden übereinandergeschichtet, um zu sagen, ‚Hier war jemand‘.“ Kreuze seien seit dem 13. Jahrhundert als Grenzmarkierung aufgestellt worden – „und zwar dort, wo Menschen von einem Tal ins andere gewechselt sind“. Sogenannte Wetterkreuze dienten zudem als Warnung vor Naturkatastrophen. Im 17. Jahrhundert hätten Religionen dann versucht, die Gipfel zu okkupieren, so Messner.

Er bezeichne sich selbst als „Possibilisten, als Möglichkeitsdenker“, so Messner über seine eigene Religiosität. „Ich respektiere Kirchen und Religionen, halte sie aber für menschengemacht. Das heißt aber nicht, dass es keine göttliche Dimension gibt. In den Bergen treffen Natur und die religiöse Dimension zusammen. Dabei passiert Großes. Das Gleiche, das auch in einer Kathedrale passieren kann.“ Zur Frage, ob der Mensch den Bezug zur Natur verloren habe, meinte Messner: „Durch Industrialisierung und Digitalisierung haben wir den intensiven Kontakt verloren. Zum Draußen, zu dem, was außerhalb des Bildschirms liegt.“

Nach 200 Jahren – Wiederaufbau an den Gräbern der Könige

Wiederaufbau des Turms von Saint-Denis soll im Herbst beginnen

Von Alexander Brüggemann

Paris. Der Pariser Norden hat eine bleischwere Arbeitervergangenheit, seit die Stadt im 19. Jahrhundert die stinkenden Schlote der Industrialisierung aus dem Zentrum hinausbeförderte. In Saint-Denis liegt das „Stade de France“, das größte Stadion Frankreichs und 2015 Schauplatz eines islamistischen Terroranschlags. Trabantsiedlungen, Tristesse, Kriminalität, sozialer Brennpunkt – aber auch die Wiege der französischen Gotik und Bestattungsort von Dutzenden Königen Frankreichs. Ein teures Bauprojekt soll demnächst endlich mehr Touristen anziehen.

1847 war der mittelalterliche Nordturm der frühgotischen Basilika von Saint-Denis, lange Zeit der höchste der Region, wegen Einsturzgefahr „vorübergehend“ abgetragen und dann nicht erneuert worden. Seit den 1970er Jahren schon wird über seinen Wiederaufbau diskutiert. Das Gebäude müsse sein ursprüngliches und würdiges Gesicht zurückerhalten, sagen die Befürworter.

Doch auch die Kritik daran will nicht verstummen. Gegner warnen vor einer Verschandelung und berufen sich auf die Denkmalpfleger-„Charta von Venedig“. Darin heißt es, dass historische Bauten nicht willkürlich oder aufgrund von Vermutungen verändert werden dürften. Dennoch: Der sozialistische Bürgermeister Mathieu Hanotin hat nun den Startschuss der Arbeiten für Oktober und damit einen „tiefgreifenden Wandel unserer Heimat“ angekündigt.

Bereits 2017 hatte der französische Staat als Besitzer des Gebäudes Grünes Licht für das Projekt gegeben. Es will damit endlich mehr Touristen anziehen, das Image der verrufenen Banlieue verbessern. Denn obwohl die Basilika sogar mit der Pariser Metro erreichbar ist, kommen pro Jahr nur etwa 100.000 Besucher.

Die frühere Abteikirche profitierte sogar von den erfolgreichen internationalen Spendenkampagnen für die beim großen Brand von 2019 schwer beschädigte Pariser Kathedrale Notre-Dame. Zum Jahreswechsel 2020/21 bewilligten die sieben Departements der Ile-de-France 20 Millionen Euro: vor der Brandkatastrophe beschlossene, aber umgewidmete Gelder zur Restaurierung von Notre-Dame, die wegen der riesigen internationalen Spenden nach dem Brand vorerst nicht benötigt wurden. So kam nun Saint-Denis zum Zug.

Von den insgesamt veranschlagten 37 Millionen Euro fehlten noch lediglich 3,5 bis 5 Millionen, so Bürgermeister Hanotin. Er setzt dafür auf private Großspender, eine breit angelegte Spendenkampagne und Eintrittsgelder für ein Museum der Baugeschichte.

Dass die Corona-Pandemie und die Änderungen im ursprünglichen Konzept den Beginn der Arbeiten verzögerten, nutzten 2021 insgesamt 128 Experten – Historiker, Archäologen, Kuratoren etc. –, um noch einmal das Wiederaufbauprojekt infrage zu stellen. Man sei alarmiert über mögliche Beschädigungen der Bausubstanz und des Gesamtcharakters der Basilika.

So könnte etwa ein Friedhof des Hochmittelalters, einschließlich der Grabkammer von Frankenkönig Pippin dem Kurzen (751-768), dem Vater Karls des Großen, teilweise oder völlig zerstört werden. Weitere Einwände waren die geplante Einspritzung von Fugenmörtel in mittelalterliches Mauerwerk sowie der Einbau von Metallankern, „die eine der ersten Fassaden der Gotik verzerren, die zudem gerade erst restauriert wurde“.

Chefarchitekt Jacques Moulin und Julien de Saint Jores, Vorsitzender des Vereins „Suivez la Fleche“ (Folge dem Pfeil = Turmspitze), warfen den Kritikern im Gegenzug Fehlurteile und Unkenntnis der Projektakten vor. Man rühre den vermeintlichen Bestattungsort von Pippin überhaupt nicht an. An dem Teil, an dem Arbeiten geplant sind, fänden Sicherungsgrabungen gemäß allen gesetzlichen Bestimmungen statt.

Bei den Metallankern zur Stabilisierung des Turms handele es sich um eine „banale, wirtschaftliche, effektive und vor allem reversible Maßnahme, wie sie in der Denkmalpflege üblich“ sei. Sie sei in keiner Weise an der Fassade sichtbar. Am meisten irritiert die Projektleiter der Vorwurf, man wolle einen pseudomittelalterlichen Fantasieentwurf realisieren. Es gehe seit jeher um den Wiederaufbau des Turms im Zustand von 1847.

Auch unter den Anwohnern des sozialen Brennpunktes sind die Meinungen sehr geteilt. Während die einen argumentieren, es gebe genügend anderes zu tun, etwa für Jugend und Sozialprojekte, meinen andere, mehr sichtbare Attraktivität bringe auch mehr Touristen – und damit mehr Einnahmen vor Ort.

Droht der Heiligen Stadt eine „Disneylandisierung“?

Die Hängebrücke über das Höllental: von nirgendwo nach nirgendwo

Von Johannes Schidelko

Jerusalem. Sie ist als Touristen-Attraktion für Millionen Jerusalem-Besucher gedacht. Bislang führt sie jedoch von nirgendwo nach nirgendwo. Über einen rutschigen Feldweg, steil bergab von der Altstadtmauer und dem lateinischen Friedhof erreicht man die „längste Hängebrücke des Landes“. Mit 202 Metern überspannt sie das malerische, in der Bibel freilich als Ort von Kinderopfern für den Gott Moloch übelst beleumdete Hinnom-Tal. Sie endet unterhalb des palästinensischen Ortes Abu Tor, abgelegen bei einem Cafe und Kulturzentrum der privaten israelischen Siedlerorganisation Elad, die sich der biblischen Archäologie unter klaren nationalen Vorzeichen verschrieben hat.

Dass die bei der Einweihung im Juli angekündigten Millionen-Scharen noch nicht gekommen sind, liegt an der mangelnden Verkehrsanbindung, aber natürlich auch am Gaza-Krieg und dem Touristeneinbruch. Bislang sind es vor allem palästinensische Eltern aus der Umgebung mit ihren Kindern, die sich freuen, wenn das Spannwerk schon bei mittlerem Wind spürbar schwankt. Und es sind zufällige Besucher, die eine Abkürzung nach Abu Tor suchen, und die enttäuscht sind, wenn sie deutlich länger unterwegs sind.

Aber die Brücke steht, nach langem juristischem Rechtsstreit und trotz erheblichen Widerstands von Anwohnern, Umweltschützern und Lokalpolitikern - und verschandelt das bislang naturbelassene Tal.

Elad verwaltet bereits die Top-Ausgrabungsstätte der „Davidsstadt“ südlich des Jerusalemer Tempelbergs. Von hier aus ist neuerdings auch ein Rundgang unter dem angrenzenden Givati-Parkplatz möglich, wo Archäologen auf bis zu 2.800 Jahre alte Funde aus der Zeit des Ersten Tempels gestoßen sind. Gegenüber plant Elad ein Besucherzentrum - an dem die geplante Seilbahn enden soll.

Und die ist ein weiteres strittiges Bauprojekt in der sensiblen Umgebung der Jerusalemer Altstadt mit ihren vielen Heiligen Stätten. Die Seilbahn soll rund 1,4 Kilometer vom alten Jerusalemer Bahnhof (heute: „First Station“) fast bis zur Klagemauer führen und bis zu 3.000 Fahrgästen pro Stunde befördern - und später vielleicht auch weiter zum Ölberg. Das würde den Verkehr und das Gedränge an den Altstadtmauern entlasten und Besucher umweltverträglich von Westjerusalem an den Rand des Tempelplatzes bringen, sagen die Initiatoren.

Kritiker betonen dagegen, damit würde das Gedränge nur an die First Station verlagert, der Besucherstrom an den arabischen und christlichen Altstadtvierteln vorbeigeführt - und damit die Judaisierung Jerusalems touristisch vertieft. Zudem würde der absehbare Rummel die Ruhe am Zionsberg mit dem christlichen Abendmahlssaal und dem Mariengrab in der Dormitio-Abtei stören, wo eine Mittelstation geplant ist.

Dort haben bereits jetzt die Bauarbeiten begonnen. Allerdings mussten sie zwischenzeitlich gestoppt werden, weil Archäologen interessanten Spuren nachgingen. Zudem hat jetzt auch die Franziskaner-Kustodie, die im Auftrag des Papstes die Heiligen Stätten im Heiligen Land bewacht und auf die Einhaltung des „Status quo“ in Jerusalem drängt, Einspruch erhoben. Die städtischen Behörden hätten ihnen zugesagt, dass die Trasse nicht über den katholischen Friedhof führen solle.

Ein weiteres Großbauprojekt erregt auf der anderen Seite des Hinnom-Tals nicht nur Archäologen und Naturfreunde sondern auch die schottische Kirche - und die britische Botschaft. Unterhalb der Saint Andrews Scots Memorial Church, die mit ihrem quadratischen Turm und der blau-weißen Kreuzfahne zur Silhouette Jerusalem gehört, soll ein gewaltiges „Mount-Zion-Hotel“ entstehen. Zwar kündigen Schilder am Bauzaun eine baldige Eröffnung („Coming soon“) an. Aber der Dean des Gotteshauses wie auch die Angestellten des Gästehauses sind zuversichtlich, dass ihre Diplomaten das Mammutprojekt vor Kirchenportal und Gästepforte noch verhindern und dem Platz seine bisherige Ruhe erhalten.

Hinter diesen verschiedenen Bauprojekten und Standortmarkierungen sehen Beobachter ein Konzept von israelischen Aktivisten und Siedlern zu einer jüdischen Umzinglung der Altstadt. Und damit zu einer „Transformation des Charakters Jerusalems“, betonte unlängst Danny Seidemann von der Organisation Terrestrial Jerusalem, die sich in der Jerusalem-Frage für einen Einklang mit einer Zwei-Staaten-Lösung einsetzt.

Damit würde „das historische, spirituelle, religiöse und kulturelle Herz Jerusalems“ in eine „ausschließlich israelische Herrschaft überführt“ und „von einem extremen biblischen Narrativ geformt“, meint Seidemann.